

Geschichte

ZEITEN, ZEUGEN, ZÄSUREN

EINWURF

APROPOS OPER

Kein Vergleich mit Wien

Am 28. Oktober 1689 kam Graf Harrach nach beschwerlicher Kutschenfahrt in Paris an. Er ging gleich am ersten Tag in die Oper in der Salle du Palais-Royal. Seine Eindrücke: gemischt. „Umb halbe bin ich mit denen 2 Jungen herren in die opera gefahren, man zahlte umb ein loge 4 pistolen, die Sinfonie hat mich gar guet geduncket, die Music nit ubel, der recitatus ist auf ein andere weiß als der Italianische, undt gar wenig arien, die stimmen seindt schlecht, die action aber guet, die kleider alt, das theatro ubel illuminirt und schlecht gemahien, die Wienerische opera so der kayser singen lasset, seindt besser. Nach 7 war sie auf, undt seindt wir naher haubt gefahren.“

Ein hochadeliger Diplomat in habsburgischen Diensten kam 1698 inkognito nach Paris und notierte alles, was er sah. Auch das, was ihm missfiel, etwa Versailles. Und was hat das **Tagebuch dieses Grafen Harrach** zu tun mit dem Élysée-Vertrag von 1963? Sehr viel. **» VON GÜNTHER HALLER**

In der letzten Woche wurde man daran erinnert, dass es doch auch Highlights in der europäischen Zusammenarbeit gibt. Bei den Feiern zum 60. Jubiläum des Élysée-Vertrags wurden Verbundenheit und Freundschaft zwischen Deutschland und Frankreich demonstriert, ganz ohne Missfälle. Man konnte das auch in Wien miterleben: Bei einer Veranstaltung des Österreichischen Staatsarchivs waren die Botschafter der beiden Staaten mit Grußworten zur Stelle, sie wechselten bei ihren Reden vom Deutschen ins Französische und umgekehrt. Der Vertrag von 1963, wurde hier demonstriert, bildet auch auf der Ebene der Soft Power, in Kultur und Wissenschaft, die Basis von Netzwerken und Synergien. In diesem Fall in der der historischen Wissenschaft.

Sinnbildlich für diesen Brückenschlag steht, wie schon sein Name sagt, das deutsch-französische Projekt ARCHITRAVE. Hier werden wertvolle historische Quellen erschlossen, Reiseberichte von Deutschen aus dem Heiligen Römischen Reich, die in der Barockzeit Frankreich aufsuchten und ihre Eindrücke festhielten. Es sind Zeugnisse des polyglotten, „transnationalen“ Charakters des höfischen Lebens der Barockzeit. Wie erlebten die Reisenden Kunst und Architektur in Paris, wie die Landschaften und Menschen des Nachbarlandes?

Bis heute ist nicht ausreichend untersucht, wie sehr dieser Kontakt mit der französischen Kultur zur Entwicklung eines unabhängigen Urteilsvermögens in der Zeit vor der Hochphase der Aufklärung beigetragen hat. Waren die frühen Touristen nur neugierige Bewunderer oder begegneten sie der Kultur Frankreichs mit kritischer Distanz? Reflektierten sie das Andere, Moderne vorurteilsfrei? Waren sie emotional berührt? Normalerweise wird das erst mit der Zeit der Romantik in Verbindung gebracht. Rekonstruieren lässt sich auch: Was wurde von den Reisenden wirklich angeschaut, was ignoriert. Das Mittelalter? Uninteressant, man schaute sich die neueste, die moderne Kunst an.

Magnet Versailles. 1677 verkündete Frankreichs König Ludwig XIV., Versailles zum künftigen Regierungssitz zu bestimmen. Fünf Jahre später war der gesamte Hofstaat in das Schloss übersiedelt. Für die Baumeister und Architekten Europas war damit ein neuer Anziehungspunkt entstanden, sie wollten die Staatsräume, die Säle, die Gartenanlagen sehen, und was sie erblick-

ten, hielten sie in ihren Skizzen- und Notizbüchern fest. Sie beschrieben und zeichneten mit mehr oder weniger Begabung. Offenbar durften Besucher, wenn der König nicht anwesend war, in alle Räume. So zeichnete der sächsische Baumeister Christoph Pitzler als Erster die Marmorböden im Grand Appartement des Königs. Technisch versierte Besucher bewunderten die Maschine von Marly, zwei hydraulisch angetriebene Pumpwerke, die den Park von Versailles mit Wasser aus der Seine versorgten.

Waren diese frühen

Reisenden nur unkritische Bewunderer oder Experten?

Unter den Reisenden war auch ein hochrangiger habsburgischer Adelige und Diplomat, der einen unbestechlichen Blick für Qualität hatte: Ferdinand Bonaventura Graf von Harrach (1636–1706). Spross aus einem alten österreichisch-böhmischen Adelsgeschlecht, der ein Leben lang mit Kaiser Leopold I. befreundet war und von ihm für die höchsten Ämter auserwählt wurde. Als ranghoher Diplomat vertrat er den Monarchen an den Höfen von Madrid und Paris. Seine wichtigste politische Aufgabe konnte er allerdings nicht zur Zufriedenheit lösen: Eine für die Habsburger günstige Erbregelung in der Nachfolge des kinderlosen spanischen Königs Karl II. Hier kamen 1700 die Franzosen zum Zug.

Während seiner Mission in Spanien begann Graf Harrach damit, ein umfangreiches Tagebuch zu verfassen. Das hatte in seiner Familie bereits Tradition und so wurde auch er schon in seiner Jugend angehalten, sich im Abfassen von Tagebuchnotizen zu üben. Von seinem Onkel, dem Kardinal Ernst Adalbert von Harrach, stammt die wohl umfangreichste Sammlung an Tagebuchaufzeichnungen, die im 17. Jahrhundert geschrieben wurde. Auch die Ehefrau des Grafen, Johanna Theresia Harrach, die in Wien lange Zeit alleine die Familienangelegenheiten führte, hatte diese Schreibriten übernommen.

Diese unüberblickbar große Menge von vollbeschriebenem Papier landete im Familienarchiv, wie Ernst Heinrich Harrach Jr., der bei der Veranstaltung im Staatsarchiv anwesend war, erzählte. Es lag im Keller des Familienpalais an der Freyung und wäre beinahe zerstört worden. 1944 wurde der Bereich Freyung-Schottengasse stark bombar-



Im Reich des Sonnenkönigs Graf Harrach in Versailles

PORTRÄT



Ferdinand Bonaventura Graf von Harrach

ließ sich während seines Paris-Aufenthalts von Hyacinthe Rigaud, dem unangefochtenen Star der Porträtmalerei, abbilden.

Alamy Stock Photo

diert, dabei wurde auch das Palais schwer beschädigt, viele Kunstwerke und Einrichtungsgegenstände nahmen großen Schaden. Nicht so das Archiv im Keller. Die Familie zog aus dieser Tragödie die Konsequenzen und überließ 1971 das gesamte Depot, dessen Bestand von 1256 bis zur Gegenwart reicht, dem Österreichischen Staatsarchiv, wo es aufgearbeitet wird. Man wird noch lange dafür brauchen.

Gedächtnisstätte. Allein das Tagebuch von Ferdinand Bonaventura von Harrach aus den Jahren 1697 und 1698 umfasst 1209 Seiten. Warum hat er es geschrieben? Es war weder für die Veröffentlichung gedacht noch als offizieller Rechtfertigungsbericht für Kaiser Leopold I. Man spürt dagegen das Bedürfnis des Verfassers, die Ergebnisse eines jeden Tages in ihrer gesamten Bandbreite zu erfassen, von Eindrücken bis Unterhaltungen, vom Wetter bis zum werten Wohlbefinden. Man

findet hier eindringliche Schilderungen der Widrigkeiten einer Reise am Ende des 17. Jahrhunderts. Eine Zwangspause folgte nach der anderen, weil wegen der schlechten Straßenverhältnisse die Kutsche fast täglich umgeworfen wurde. Offenbar dienten die ordentlich geschriebenen Einträge der Erinnerungshilfe und der innerfamiliären, vielleicht auch generationenübergreifenden Kommunikation. Auch die Ehefrau zu Hause sollte verfolgen können, was ihr weit gereister Mann erlebt hatte.

Das Schreiben von Tagebüchern war bei den Harrachs bereits Tradition.

Das Sensationelle an dem von dem Marburger Professor Hendrik Ziegler geleiteten Projekt ARCHITRAVE ist, wie die teilweise illustrierten historischen Quellen aus der Zeit um 1700

über die Webseite architrave.eu im Internet in originaler und transkribierter Form gratis zur Verfügung gestellt werden. Das wurde im Fall Harrach zwar bereits im Jahr 1872 erstmals gemacht, analog natürlich, aber gerade die kulturelle und kunstgeschichtlich bedeutsamen 55 Tagebuchseiten über seinen Pariser Aufenthalt wurden damals nicht berücksichtigt. Man findet sie jetzt erstmals vollständig ediert und ausführlich kommentiert, neben fünf anderen deutschen Reiseberichten von Diplomaten und Architekten, die bisher unediert geblieben waren. Für sie gilt dasselbe wie für Graf Harrach: Sie beschreiben hier Dinge, die in kaum einem anderen Bericht über Frankreich aus dieser Zeit zu finden sind. Eine unschätzbare wertvolle Quelle.

Warum Harrach bei seiner Rückreise von Spanien nach Wien 1698 überhaupt den Abstecher nach Paris unternahm, wissen wir nicht genau. Auf jeden Fall war es ein window of opportunity. Davor und danach gab es

Reise aus ganz Europa bewunderten um 1700 die Gartenanlagen von Schloss Versailles. Unter ihnen war der stets kritische österreichische Graf Harrach. **» Getty Images / Heritage Images**

immer wieder Krieg, da war Reisen schwierig, beinahe unmöglich. Er war inkognito unterwegs und vermied so jeden zeremoniellen Aufwand. Doch man hat seinen Rang wohl erkannt, sonst wäre ihm der Zutritt zu so vielen fürstlichen Palais nicht möglich gewesen. Auftrag hatte er keinen, er hatte den Kaiser auch nicht um Erlaubnis gebeten. Offenbar wollte er endlich einmal die Stadt und ihre Kunstdenkmäler, die er von früheren Aufenthalten kannte, in Ruhe betrachten. Zwischen dem 27. Oktober und dem 17. November 1698 war er in der Stadt Paris, aber auch in Versailles und in anderen Schlössern der Île-de-France.

Kritisches Urteil. Sein Blick war der eines architektonisch versierten Bauherrn: Der Graf hatte das Familienpalais an der Freyung, das in fremde Hände gefallen war, kurz zuvor zurückgekauft und leitete gerade die Neugestaltung. Auch was die Malerei betrifft, konnte er sich ein freies und unvoreingenommenes Urteil erlauben. Die Familie war berühmt für ihre Kunstsammlung. Was er sah, sah er trotz der Bewunderung für Frankreichs Kultur mit kritischer Distanz. An Versailles missfiel ihm so manches. „Nit so schön“ war der erste Anblick, als er am 9. November 1689 auf der Straße von Paris ankam. Der Quaderstein vor dem Wetter schon schwarz geworden, der Bauzustand erschien ihm desolat, der ganze Anblick enttäuschte ihn.

Eine Treppe in Versailles missfiel dem Grafen. Das habe er in Wien besser gelöst.

Wie alle Reisenden war er beeinflusst von den überall in Europa verbreiteten graphischen Reproduktionen, da hielt die Realität nicht stand. Wie heutige Reisende, die sich mit Bildbänden und Google-Bildern vorbereiten, war also auch er bereits medial konditioniert. Eine Treppe in Schloss Versailles, die Licht nur von oben erhielt, kritisierte er als „bizarr“. Das habe er in Wien besser gelöst.

Distanzsetzung und Urteilsfähigkeit, eine Mischung von Bewunderung und Ablehnung waren offenbar zeitypisch für das deutsch-französische Verhältnis der Zeit. Freilich: Nationale Gefühle kannten die Deutschen und Franzosen des Barock nicht, das war dem höfischen Leben fremd und blieb späteren Jahrhunderten vorbehalten und führte nicht immer zum Guten. **»**

Culture Clash

FRONTNACHRICHTEN AUS DEM KULTURKAMPF



Würde und Kritik. Ausgehend von einer Papst-Äußerung: Warum Menschen in ihrem Sein nicht anzutasten sind – ihr Tun aber dem Prüfstand nicht entzogen werden soll.

» VON MICHAEL PRÖLLER

Papst Franziskus hat kürzlich eine nicht neue, aber erfreulich deutliche Klarstellung gegeben, dass die Kirche die Kriminalisierung Homosexueller ablehnt. Dass er dabei – auch im Zusammenhang mit Sünde – von „Homosexualität“ gesprochen hat, wurde in den sozialen Medien diskutiert: Der Papst kann nur gleichgeschlechtlichen Sex gemeint haben und nicht die Homosexualität an sich, die ja definitiv keine Sünde ist (und auch nirgendwo Straftatbestand). Denn Sünde (oder Strafwürdiges) liegt nie im Sein, höchstens im Tun.

Diese Unterscheidung zwischen einer Eigenschaft und einer Handlung mag spitzfindig erscheinen. Und ist das manchmal auch, wenn etwa die Polizei in Uganda entwürdigende medizinische Untersuchungen Homosexuellen zum Nachweis für verbotenen Sex aufzwingt.

Oder wenn Katholiken – allesamt doch Sünder – behaupten, die Sünder zu lieben (und nur die Sünder zu hassen), aber doch nicht mit Conchita Wurst in derselben Kirchenbank sitzen wollen. Dennoch scheint es mir essenziell, den Unterschied zwischen Sein und Tun hochzuhalten. Nicht nur für den Papst oder bei diesem Thema, sondern generell – weil die Fähigkeit, sinnvollen ethischen Diskurs zu führen, davon abhängt.

Für mein Sein kann ich nichts, aber für mein Tun bin ich verantwortlich. (Ins Religiöse übersetzt: Gott liebt jeden, so wie er ist – aber nicht alles, was er tut.) Menschen aufgrund ihrer Eigenschaften oder nicht selbst gewählten Zugehörigkeiten in „besser“ und „schlechter“ einzuteilen widerspricht ihrer Würde, Kritik an ihrem Tun muss aber erlaubt sein und ist prinzipiell zumutbar. Zum Beispiel: Spott über einen mit seinem biologischen Geschlecht unglücklichen Menschen ist niederträchtig. Aber man muss die ihm offerierten Angebote und seine Entscheidungen kritisieren dürfen, ohne als transphob verurteilt zu werden. Oder: Wer mit dem Schächtigen nicht einverstanden ist, ist deswegen noch kein Antisemit.

So wie ein Tun nicht bloß Manifestation eines Seins ist, ist allerdings auch das Sein nicht durch ein Tun determiniert. Eine Tat oder ein Handlungsmuster allein legen daher nie den ganzen Wert eines Menschen fest. Der Mensch ist viel zu komplex, als dass er etwa bloß ein Dieb ist, weil er stiehlt, oder ein Angsthasen, weil er sich fürchtet. Er ist immer viel mehr als nur das. Selbst im Mörder findet sich genau Unmörderisches. Qualitäten, die für mich auf den unzerstörbaren Kern von Wert und Würde deuten: dass uns Gott nach seinem Antlitz geschaffen hat Und dieser Gott liebt uns, seine Kinder und Sünder, so wie wir sind.

Der Autor war stv. Chefredakteur der „Presse“ und ist nun Kommunikationschef der Erzdiözese Wien. **»**

meinung@diepresse.com

diepresse.com/cultureclash



LESERBRIEFE

SAGEN SIE UNS DIE MEINUNG

Ihre Briefe an: leserbriefe@diepresse.com – Die Presse, Hainburger Straße 33, 1030 Wien. **Hinweis:** Die abgedruckten Leserbriefe müssen nicht der Meinung der „Presse“ entsprechen. Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe zu kürzen.

»Mehr Ernsthaftigkeit im Angesicht des Schreckens«, LA von Ulrike Weiser, 22.1.

Der Ruf nach mehr Strafen ist legitim

Der Ruf nach mehr Strafen ist legitim, bevor aber Gesetze verschärf werden, muss aufgeklärt werden. Denn – tatsächlich ist das Verbot des Downloadens von pornografischen Darstellungen Minderjähriger nicht ausreichend bekannt, und den Opfern nützt die Bestrafung ihrer Peiniger wenig.

In Deutschland an der Charité läuft ein groß angelegtes Programm zur Beratung nicht straffällig gewordener pädophiler Männer. Dieses Projekt läuft

inzwischen seit Jahren sehr erfolgreich. Ich selbst habe die Ehre, an einer Uni „Sexualmedizin“ vorzutragen. Da werden auch deviant sexuelle Präferenzen angesprochen. Das Interesse ist enorm. Ich sehe großen Informationsbedarf über Themen dieser Art. Es muss beim Sexualkundeunterricht nicht immer nur über Fortpflanzung und Verhütung gesprochen werden, es darf auch über die Sexualität des Menschen gesprochen werden. Denn auch wenn die Pädophilie als sexuelles Verhalten (Dissexualität) deviant und verboten ist, als sexuelle Präferenz (Vorliebe) ist sie weiter verbreitet als vermutet und nicht heilbar, wohl aber behandelbar. MR Dr. Georg Pfau, 4020 Linz

Eine Strafverlängerung ergibt durchaus Sinn

Danke für Ihre aufschlussreiche und differenzierte Darstellung. Für mich ist die Argumentation der Strafrechtler erschreckend unreflektiert, weil rein formaljuristisch. Die mögliche purgative Wirkung einer längeren Gefängnisstrafe bleibt dabei ausgeblendet. Es geht hier nicht um Anlassgesetzgebung, vielmehr um eine Korrektur des bisher in Österreich fahrlässig milden Strafrahmens. Die Frage, ob ein längeres Strafausmaß – wie jenes in Deutschland (also statt zwei, fünf Jahre max. Gefängnisstrafe) – präventive Wirkung haben kann, sollte nicht vorschnell negiert werden. Eine

Gefängnisstrafe für Kinderpornografie ist keinesfalls nur ein mehr oder weniger taugliches Mittel zur Strafprävention, sondern auch ein potenzielles Mittel zur Sühne, Läuterung und Selbstreflexion des Täters. Derzeit kann ein zu zwei Jahren verurteilter Täter – nach Anrechnung der U-Haft und bei guter Führung – nach nur wenigen Monaten wieder auf freiem Fuß sein und sich erneut seinen perversen Neigungen hingeben. Wäre das Strafausmaß hingegen fünf Jahre, ohne Möglichkeit auf vorzeitige Entlassung, wäre ein Straftäter lange Zeit dem purgativen Raum der Gefängniszelle ausgesetzt. Dadurch wird er fraglos auch mit sich selbst konfrontiert. Die Wahrscheinlichkeit, dass durch ein Prozess der Sühne und Läuterung ausgelöst wird, kann schwerlich von der Hand gewiesen werden. Im Idealfall könnte dies sogar ein Schritt zur Selbsttherapie sein. Eine Strafverlängerung auf fünf Jahre ergibt verdammt durchaus Sinn. Dieses politische Ansin-

nen als „Anlassgesetzgebung“ zu diskreditieren ist eher Ausdruck eines erschreckend oberflächlichen Problembewusstseins von der Lebenswirklichkeit offenbar weit entrückter Strafrechtsexperten und -expertinnen.

Die Antwort auf Ihre Frage: „Was muss eine höhere Strafe bringen? Und wenn nicht Prävention, was dann?“ – lautet also: Sühne, Reue, Selbstreflexion und Läuterung. ao. Univ.-Prof. i. R. Dr. Franz Wöhler, 1080 Wien

»Wozu Hauptstädte für Europas Kultur?«, von Karl Gaulhofer, 15.1.

In Graz sollte man gewesen sein!

Es wäre schön gewesen, hätte man auch von Graz gelesen, 2003 Europas alleinige Kulturhauptstadt mit einigen nachhaltigen Projekten, z. B. Murinsel, Kunsthaus u. a. Im Gegensatz zu Tho-

mas Bernhard finde ich, in Graz sollte man gewesen sein! Helmut Bleymaier, 8010 Graz

»Vegetarische Mortadella beim »Davos der Bauern«, von Christoph Zoller, 22.1.

Denken unsere Bauern wirklich nur ans Geld?

Mit Verwunderung las ich, dass ein Voralberger Landwirt dem deutschen Landwirtschaftsminister vorwirft, dieser gefährde die Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Landwirtschaft. Der Politiker will eine wesentlich strengere Regelung bei der Haltung von Schweinen und Geflügel. Umgangssprachlich nennt er das „artgerechte Tierhaltung und Umweltschutz“. Der Voralberger, zugleich österreichischer Landwirtschaftskammerpräsident, vermutet, dass die Agrarpolitik des deutschen Ministers, die „bejubelt wird“ ... „von den Bauern nicht verstanden wird“.

»Die Wettbewerbsfähigkeit der österreichischen Landwirtschaft wird in Zukunft von der Qualität der Produkte abhängig sein.« **RAPHAEL STADLER**

Ich denke, diese Sichtweise haben sich unsere Bauern nicht verdient. Sie wollen im Gegensatz zum Handel (und der Landwirtschaftskammer?) keine Agrarindustrie aufziehen, sondern sind stolz auf ihre klein strukturierte Landwirtschaft, die ihr Heil in der Erzeugung von Qualität sucht – und suchen muss, wenn sie überleben will. Die Wettbewerbsfähigkeit der österreichischen Landwirtschaft wird in Zukunft von der Qualität der Produkte abhängig sein. Nicht, wie derzeit, davon, dass das Erzeugen von minderwertigen Produkten gefördert werden muss (siehe Schweinemarkt), sondern echtes Tierwohl.

Das sollte der Bauernvertreter bedenken, der „warnen“ muss, den deutschen Weg auch in Österreich zu gehen. Obwohl die meisten Landwirte ohnehin denken: „Geh't den Tieren gut, dann geh't der Landwirtschaft gut – und mir auch!“ Raphael Stadler, 5020 Salzburg